

Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche. Paris. Bodinière, „Mauvaise Race“, von Echegaray; Déjazet, „Les Girouettes“ von Lecocq und Mathieu; Odéon, „Chien de garde“ von Richépin.

Im Burgtheater hat Herr Frank als Romeo, Fräulein Haerberle als Julie, ein Herr Muratori als Paris gastiert. Herr Frank ist ein lärmender und unruhiger Schauspieler von sehr schlechten Manieren. Es fällt einem das Wort von Hamlet ein: „Wenn solch ein handfester, haarbuschiger Geselle eine Leidenschaft in Fehden, in rechte Lumpen zerreißt.“ Und was das Schlimmste ist: man hat dabei den Eindruck, daß er gar nichts empfindet, sondern nur so thut; er scheint innerlich ganz leer zu sein. Fräulein Haerberle hatte gute Momente. Sie legt die Rolle mit Bescheidenheit an und führt sie geschickt aus. Aber man glaubt doch immer den Lehrer herauszuhören. Ganz unauffällig spielte ein Herr Muratori, auf der Durchreise nach Weimar, den Grafen Paris; kein Mensch weiß, warum.

S. B.

In der Hofoper trat Fr. Kusmitsch als Hänsel in Humperdinck's „Hänsel und Gretel“ zum erstenmale als neu engagiertes Mitglied auf. Sie bot eine durchaus anerkennenswerte, wenn auch in keiner Beziehung hervorragende Leistung. Ueber ihre Fähigkeiten wird man erst urtheilen können, wenn sie einmal in dem ihr gehörigen Rollenfach (als Altistin) auftritt. Vorläufig ist uns unerfindlich, warum nicht nur das Engagement selbst, sondern sogar die besten Partien der jungen Dame vor dem Publicum sorgfältig geheim gehalten wurden. Man engagiert doch nicht eine Sängerin, damit das Publicum nicht erfährt, was sie kann.

R. W.

Bücher.

Emil Mauerhof: Schiller und Heinrich von Kleist. Zürich und Leipzig. Verlag von Karl Henckell & Co.

Von Zeit zu Zeit, wenn sich die Deutschen die Größe ihrer Cultur selbst nicht mehr recht glauben wollen, fangen sie an, ihre Geschichte zu beschimpfen. Dann wird Lessing als der bestechliche Plagiator, Schiller als der zungenfertige Journalist, Goethe als der egoistische Aristokrat zurechtgewiesen. Daß die Distanzen zu historischen Erscheinungen sich ändern, ist selbstverständlich, zumal, wenn deren Wirksamkeit noch in die lebendige Gegenwart hineinreicht und Nähe und Ferne noch immer von den Bewegungslinien der Zeit abhängig ist. Aber über die Anfänge der Discussion sollten wir doch schon hinaus sein. Das Wesen der classischen Persönlichkeiten sollte heute bereits unbestreitbar klar gestellt sein. Und nun kommt ein Buch, als dessen Verfasser sich Herr Emil Mauerhof compromittiert, und will beweisen, daß Goethe ein eifersüchtiger, furchtbarer Selbstling und Schiller ein ganz undramatischer Phrasenredner war. Der eine hat Heinrich von Kleist mit harten und unverständigen Worten abgewiesen; der andere usurpiert den Thron, der Kleist gebührt. Es ist wahr, Goethe hat über den großen Kleist ein falsches und verhängnisvolles Urtheil gesprochen. Das war ein Unglück für Kleist und die ganze deutsche Dichtung; aber auf Goethe fällt deswegen kein Schatten. Genau so hart und blind hat Schiller über Bürger, Grillparzer über Heine, Wagner über Meyerbeer geurtheilt. Es ist ebenso niedrig wie geistesarm, in solchen Verdikten immer nur die Eifersucht zu wittern, die den gefährlichen Rivalen befechtigen will. So denkt Herr Emil Mauerhof über Goethes Stellung zu Kleist. Er gliedert die Aeußerungen einer künstlerischen Persönlichkeit den Meinungen kritischer Naturen an und unterwirft sie derselben Analyse. Er merkt nicht, daß hier wesentlich andere Kräfte das Urtheil bedingen. Der Künstler ist der stärkste Egoist. Er fühlt immer nur sich selbst. Er hat einem fremden Werk gegenüber nicht die selbstlose Anschmiegungsfähigkeit, die alle Meinungen des Autors spürt und würdigt. Bei dem ersten Tone, den er vernimmt, wird seine productive Natur — ihm selbst unbewußt — lebendig. Er begleitet schaffend das fremde Werk. Wo es mit seinen inneren Imperativen übereinstimmt, nimmt er es freudig auf; wo es diesen widerspricht, wendet er sich verlezt ab. Er fühlt oft viel mehr als der eigentliche Kritiker; aber er ist oft ganz blind, wo diesem Form auf Form deutlich wird. Verständnisloser, als Schiller den Goethe'schen Egmont beurtheilte, ist die Gestalt wohl nie aufgefaßt worden. Herr Mauerhof würde sagen: aus Eifersucht. Keineswegs; aber für den Dichter des „Carlos“ konnte im Egmont nur die große Rebellenatur wirksam werden, der planvolle, nur von politischen Gedanken geführte Revolutionär. Der Goethe'sche Egmont war das nicht; darum wandte sich Schiller von ihm ab, zornig, erbittert, etwa wie ein Vater, der seinen Sohn einen anderen Lebensweg einschlagen sieht, als es sein Lieblingswunsch gewesen war. Und ebenso hat Goethe Kleist abgewiesen. Nicht aus ängstlicher Rivalität, noch aus Haß, weil er in der „selbstlosen Idealität“ Kleists die „überlegene Weltanschauung“ fühlte, sondern weil seinem Wesen, wie es sich damals herausgebildet und befestigt hatte, die Natur Kleists fremd und unerfreulich war. Er haßte diesen rebellierenden Jugendtrog, wie er ihn in den Werken des jungen Schiller gehaßt hatte. Aber das kam aus seinem Verhältnis zur Welt — nicht aus unreinen Trieben. An Schiller tabelt Herr Mauerhof die Phrase: dieser Vorwurf ist Schiller allerdings schon oft gemacht worden. Nur vergißt man da immer, daß das achtzehnte Jahrhundert anders sprach, als das unserige, und daß diese gesteigerte, überströmende Sprechweise ihm durchaus gemäß war. Man lese doch einmal die Briefe des vorigen Jahrhunderts. — Oberflächlich und kleinlich ist dieses ganze Buch gemacht. Das Verhältnis Goethes zu Frau von Stein wird als ein „Waten im Sumpfe“, Schillers Persönlichkeit als eine „seelisch niedrige“ abgefanzelt — ich glaube, die Classifier werden Herrn Emil Mauerhof nicht einmal den Gefallen erweisen, ihn zu ihrem Herodesstrates zu machen.

Dr. Leo Firschfeld.

Revue der Revuen.

„Neue Deutsche Rundschau“ brachte im Maiheft einen längeren Aufsatz über naturwissenschaftliche Märchen, worin der Verfasser, Wilhelm Bölsche, von Jules Verne ausgehend auf Kurd Lasswitz, den Verfasser des vor kurzem erschienenen, erfolgreichen Romans „Auf zwei Planeten“ zu sprechen kommt. Das Juniheft enthält ein Feuilleton Wilhelm Liebknechts, in welchem über zwei Tage in London, über den englischen Sport, das englische Theater und im losem Anschluß daran über viele andere Dinge geplaudert wird. Max Verworn, der bekannte Physiologe, berichtet über Wüstenwanderungen am Sinai. „Osterlinge und Westerlinge“ nennt sich ein belgischer Brief van Zostenodes, aus dem manches Interessante über die Rassen- und Nationalitätenfrage in Belgien — man vergleiche übrigens desselben Verfassers „Sprachenkämpfe in Flandern“ in Nr. 143 der „Zeit“, ein Seitenstück zu diesem Brief — zu erfahren ist. Osterlinge sind die Deutschen, die unter den Wallonen leben und die heute neben den allmächtigen Franzosen ein unbeachtetes und einflussloses Dasein führen. Die französische Bildung dominiert noch durchaus in Belgien, selbst bei den Flamändern. Man könnte erstaunt sein, so glossiert der Verfasser, daß dies der Fall ist, da von Frankreich den Belgiern nur Schlechtes gekommen ist. Es ist unglücklich, in welcher rohen Weise die Franzosen die Bevölkerung tyrannisierten. (Es gieng so weit, daß unter Napoleon den Eltern verboten wurde, ihre Töchter ohne Zustimmung des Kaisers zu verheiraten, da sie in erster Linie als Prämie bestimmt waren für ausgezeichnete Soldaten.) Trotzdem macht sich, wie gesagt, noch überall der mächtige Einfluß Frankreichs und ein Herrschen der „Fransquillons“ (Französlinge) im ganzen Lande bis ins kleinste geltend. Die Zukunft des Landes beruht aber auf dem Sangermanismus, der Anlehnung des gesunkenen Blamenthums an die anderen Germanen. Die Belgier sowohl wie die Holländer sind wirtschaftlich auf die Osterlinge angewiesen.

In „Tempel Bar“ stellt kürzlich Mijs Edith Sellers, eine Autorität auf dem Gebiete der Armenpflege, eine Betrachtung an über die Art der Altersversorgung in den verschiedenen Ländern. An Behaglichkeit obenan stehen die französischen Hospize, die zumeist in freier, ländlicher Gegend gelegen, durchaus nicht den Anschein von Armenhäusern haben. Nur sind ihrer viel zu wenige, so daß nur etwa 25 Procent aller Berechtigten (Anspruch hat jeder Staatsbürger über 70 Jahre) wirklich der Versorgung theilhaft werden. Im Deutschen Reich wird wohl jeder alte Arbeiter versorgt, aber so kärglich, daß auf den einzelnen, wenn er sich schon bis 70 Jahre durchgehungen, eine Subvention von etwa zwei Mark die Woche entfällt. In den Vereinigten Staaten werden die Pfriinder ungefähr wie Sträflinge gehalten. Die Armenhäuser von New-York befinden sich auf Blackwell-Island, dicht neben den Irrenhäusern, den Strafankalten und der Gasanstalt, und lassen alles zu wünschen übrig. Die Pflege der alten Leute wird von Trunkenbolden und Dirnen aus den Arbeitshäusern besorgt. Sie kosten den Staat per Kopf etwa 40 Kreuzer täglich, während in England etwa 70 Kreuzer täglich auf den einzelnen entfallen. In Dänemark wird ein scharfer Unterschied zwischen Bettlern und herabgekommenen Leuten gemacht. Die ersteren werden in der Art der englischen Armen versorgt, während die letzteren niemals in einem Armenhaus untergebracht werden, sondern häusliche Unterstützungen bis zu 150 bis 200 Gulden jährlich erhalten. In Holland werden die frommen Armen von ihren Gemeinden oder Kirchensprengeln versorgt; nur die nichtreligiösen werden dem Staat zur Versorgung zugeschoben. Als die besten Versorgungshäuser unseres ganzen Continents preist Mijs Sellers die österreichischen. In richtiger Erkenntnis des Umstandes, daß der Arbeiter bei seinem fargen Verdienst außerstande sei, selbst für sein Alter vorzubauen, wurde hier eine freilich nur partielle Altersversorgung organisiert, die an Humanität die aller anderen übertrifft. Nicht nur den Bedürfnissen, auch den Wünschen und Meinungen der alten Leute werde Rechnung getragen. Sie wählen selbst ihre Kleidung und ihre Kost (natürlich innerhalb der gezogenen Grenzen), sie können jeberzeit Besuche empfangen oder abstaten und auch sonst unbeschränkt ausgehen. Sie erhalten eine Art von Invalidensold nicht ein Almosen, das die Empfänger beschämt. Einzig steht die Art der Altersversorgung in Island da. Dort werden die Armen den Begüterten nach Maßgabe ihrer Mittel als zeitweilige Gäste und Kostgänger zugewiesen und sie sollen sich niemals, wie etwa die Einleger in unseren Alpenländern, über schlechte Behandlung zu beklagen haben.

De libertate.

Von Peter Altenberg.

Der Fürst saß tief in seinem Lehnstuhl. Den Arm in einer breiten schwarzen Binde, vom Stuch des Grafen — — —
„Laff“ ihn eintreten — — —“ sagte er zu dem Kammerdiener.
Der Dichter trat ein.
„Es gehen Sagen über Sie, mein Herr, daß Sie »à rebours« leben, in Spelunken hausen, so die Nacht zum Tage machen, Dirnen erhöhen und Vorgänge des Daseins in unerhörter Weise deuten, die Welt verdrehen, boulevardieren wollen und alles Hergebrachte mit Ihrem Haß verfolgen, bloß weil es von gestern und nicht von morgen oder übermorgen! Ein Kobespierre der Seele — — —
Ich selber hasse das. Allein das Leben meiner Nächsten um mich herum geht à rebours. So verordnete ich heute meinem allzu kranken und geschwächten Herzen als letztes Mittel Sie und Ihren Geist, ein Gift, das mir vielleicht die Gifte vergiftete, die mich vergifteten — — —
Sprechen Sie!! Können Sie mir die Welt-Ordnung verdrehen?! Vergen in Tugenden umwandeln und Gesetz!? Auf daß ich milder gegen jene werde, die sich nach unserem Maßstabe ver-gangen?“